



TANZ DER VAMPIRE: Originell präsentierten sich die Blues-Koryphäen Johnny „Guitar“ Watson, Margie Evans und James Booker.
Fotos: Binder

Rhythmus mit Zithern

Schwarze Messe in Sachen Blues: Ein Volksfest läßt die Ränge jubeln

● **DIE LADY KOMMT IN UBERGROSSE** und entpuppt sich bald als Wackelpetra. Dennoch hat sie der männlichen Gilde die Show keineswegs gestohlen: Wenn Rhythm & Blues vom Programm offeriert wird, dann kann man allemal mit einer ganzen Menge ulkiger Vögel auf der Bühne rechnen.

Play me some blues, man: „Blue note“ ist eben nicht gleich „blue note“, auch wenn man hier das bisweilen noch glauben mag. Rhythm & Blues ist — und das steht als Ergebnis des gestrigen Konzerts als Summe auf der Schiefertafel — Krawall, Klamauk und Komik, Liebe und dessen Leid, schwarzer Blues und harter Rhythmus. Und das hört sich für europäische Gehörgänge dann doch schon immer wieder reizvoll an, auch wenn man es schon seit Jahren kennt und eigentlich nicht mehr so ernst nehmen kann.

Da sliden und schlittern und schep-pern die Elektro-Klumpfen und die Strom-Zithern. Gezupft wie gesprungen, tanzen Wah-Wah- und Fuzz-Effekte den alten Reigen „Blueschen, Blueschen, wechsele dich“, und endlich weiß man definitiv, wo sich Vater Hendrix das alles abgucken, respektive abgehört hat.

► **Denn dieser Rhythm & Blues, der da recht volkstümlich über die Bretter der Philharmonie jubelt**, hat schließlich in den heute nostalgisch verkündeten 50ern den Rock'n Roll aus dem Boden gestampft — was wäre ein Fats Domino ohne Billy Boy Arnold gewesen, was Little Richard ohne diesen James Booker, der mit dem „King of Rock'n Roll“ nicht nur die Vorliebe für königliche Umhänge teilt?

► **Und Veteranen und gestandene Männer des Rhythm & Blues** nebst einer Frau ertönen die Bretter, Margie Evans dröhnt von Lust und Laster, immer mit einem kleinem Überschuß an Dramatik, der den Blues so liebenswert macht, und läßt den armen Elvis mit „Hound Dog“ einpacken. „Screamin“ Jay Hawkins rülpt und pupst ins Mikrophon, während Johnny „Guitar“ Watson bisweilen krächzt wie der Reklame-Rabe von Old Crow.

Zum Schluß dann auch noch eine Legende schon zu Lebzeiten, olle Bo Diddley räumt ab mit der Gitarre, watschelt im Entengang über die Bretter und verfällt fast noch in den Handstand mit Überschlag, während

er bisweilen kreischt wie Rosemarys Baby. Im Hintergrund arbeitet derweil die Begleit-Gang mit „Lonesome“ Jimmy Lee am Baß, der auch im Saal den Hut nicht abnimmt und ab und an beim Spiel eine Pirouette dreht.

► **Eine Live-Show des schwarzen Untergrunds** rollt ab, die Gosse in ihrer schon entrückten Philosophie feiert andere, weil philharmonische Umstände. Da jubelt das überwiegend junge Volk drohen auf den Rängen, das sich quer durch alle Landschafts- und Gesellschafts-Schichten am Kemperplatz eingefunden hat.

► **Frisch — na klar. Fromm — na ja. Fröhlich — immer, und frei — erst recht:** Was in Mitteleuropa so leicht als Anzüglichkeit in Mißkredit gerät, das hat hier in Text und Gestik seine Heimat. Eine kleine Zweideutigkeit im Song mal da, eine kleine Eindeutigkeit im Hüftschlag mal da, aber der Witz beleidigt nicht, die Direktheit des lang erprobten Gefühlsausbruchs imponiert.

Sicherlich nichts Un-Erhörtes greift in seiner herzerfrischenden Ursprünglichkeit um sich, und man kommt ins Staunen: All die Männer auf der Bühne sind nicht mehr die Jüngsten, alle spielen sie seit eh und je und haben auch schon schwarze Federn lassen müssen in den Klauen des Kommerz — aber doch: Sie klingen wie am ersten Schultag auf der Oberschule für Gitarren-Kunde. Selbst zircensische Attraktionen geraten zu Kabinett-Stückchen, die Spielfreude von der Bühne überträgt sich zur Klatschfreude in den Saal, da ist man sich einig und feiert sein Volksfest.

Und als nach gut zwei Stunden das große Spektakel sein Ende findet, da möchte mancher sich gern in eine Ecke verkümmeln, um im sicheren Versteck den Beginn des Spätkonzerts abzuwarten. Denn nach elf ziehen die Helden in der ebenfalls ausverkauften Philharmonie ihre Show noch einmal ab, und wer von denen da in der Arena hätte nicht gern erneut gebettelt: Play me some blues, man!

JÖRG ALISCH



Des Sängers Fluch

„Screamin“ Jay Hawkins, geboren 1929 in Cleveland, Ohio, zunächst Berufsboxer. Nach einer Total-Demolierung Aufgabe des Berufs und Einstieg als Musik-Professional. Spielte mit Fats Domino, James Moody, Illinois Jacquet und Lionel Hampton, ehe er sich nach Hawaii zurückzog. Tauchte vor kurzem wieder auf. Instrumente: Tenorsaxophon, Piano und Stimme.

Blueser funktionieren nach ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten, und so kommt ein Gespräch zwischen Journalist und Musiker einmal andersherum zustande: Vor seinem Auftritt lungert „Screamin“ Jay Hawkins noch im Musiker-Foyer herum, als er einen Busfahrer entdeckt, der ebenfalls nichts zu tun hat. Hawkins mustert ihn und fragt uns: „Heh, sag mal, wie sehen denn in Deutschland die Polizisten aus?“

Wir erklären den uniformierten Unterschied zwischen Verkehr-Macher und Verkehr-Regler. Sagt Hawkins: „So'n paar Polizisten waren das erste, was wir von Berlin gesehen haben, als wir heute mittag auf dem Flughafen ankamen.“ Mehr aus Joke fragen wir: „Sind Sie sicher, daß es keine Stewardessen waren?“ Antwortet Hawkins: „Mann, den Unterschied kenne ich doch, schließlich habe ich meine eigene Frau mit.“ JAL